

Benedict Schubert
Predigttext: Lutherlied „Ein feste Burg ist unser Gott“ und Ps 46

Über Trutz- und Schutzburgen

*2 Gott ist unsre Zuversicht und Stärke,
eine Hilfe in den großen Nöten,
die uns getroffen haben.*

*3 Darum fürchten wir uns nicht,
wengleich die Welt unterginge
und die Berge mitten ins Meer sänken,*

*4 wengleich das Meer wütete und wallte und
von seinem Ungestüm die Berge einfielen.*

*5 Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig
bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen
Wohnungen des Höchsten sind.*

*6 Gott ist bei ihr drinnen, darum wird sie fest-
bleiben; Gott hilft ihr früh am Morgen.*

*7 Die Heiden müssen verzagen
und die Königreiche fallen,
das Erdreich muss vergehen,
wenn er sich hören lässt.*

*8 Der Herr Zebaoth ist mit uns,
der Gott Jakobs ist unser Schutz.*

*9 Kommt her und schauet die Werke des
HERRN, der auf Erden solch ein Zerstören
anrichtet,*

*10 der den Kriegen steuert in aller Welt,
der Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt
und Wagen mit Feuer verbrennt.*

*11 Seid stille und erkennet, dass ich Gott
bin! Ich will der Höchste sein unter den
Heiden, der Höchste auf Erden.*

*12 Der Herr Zebaoth ist mit uns,
der Gott Jakobs ist unser Schutz.*

*1. Ein feste Burg ist unser Gott,/ ein gute
Wehr und Waffen./ Er hilft uns frei aus aller
Not,/ die uns jetzt hat betroffen./ Der alt böse
Feind,/ mit Ernst er's jetzt meint;/ gross Macht
und viel List/ sein grausam Rüstung ist;/ auf
Erd ist nicht seinsgleichen.*

*2. Mit unsrer Macht ist nichts getan,/ wir sind
gar bald verloren./ Es streit' für uns der rech-
te Mann,/ den Gott hat selbst erkoren./ Fragst
du, wer der ist?/ Er heisst Jesus Christ,/ der
Herr Zebaoth,/ und ist kein andrer Gott;/ das
Feld muss er behalten.*

*3. Und wenn die Welt voll Teufel wär/ und
wollt uns gar verschlingen,/ so fürchten wir
uns nicht so sehr;/ es soll uns doch gelingen./
Der Fürst dieser Welt,/ wie saur er sich stellt,/
tut er uns doch nicht;/ das macht: Er ist
gericht';/ ein Wörtlein kann ihn fällen.*

*4. Das Wort sie sollen lassen stahn/ und kein'
Dank dazu haben;/ er ist bei uns wohl auf
dem Plan/ mit seinem Geist und Gaben./
Nehmen sie den Leib,/ Gut, Ehr, Kind und
Weib:/ Lass fahren dahin,/ sie haben's kein'
Gewinn./ Das Reich muss uns doch bleiben.*

PSALM 46 (LUTHERBIBEL)

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

letzte Woche konnte ich im Rahmen der Weiterbildungskurse für Pfarrerinnen und Pfarrer an einer Studienreise nach England teilnehmen. In der Region um Manchester haben wir Gemeinden und Gemeinschaften, Projekte und Initiativen besucht, die innerhalb der Church of England als „fresh expressions of Church“ betrachtet werden.

Es sind ganz unterschiedliche Orte, an denen wir waren. In Manchester, beispielsweise, sassen wir im „Café Nexus“, in dem Künstlerinnen und Künstler ihre Werke präsentieren, sich gegenseitig ermutigen und inspirieren. In Bradford drängten wir uns im „GraceSpace“ zusammen; auf Deutsch klingt „Gnadenraum“ viel zu pathetisch für das Wohnzimmer, das der Pfarrer öffnet als „Kirche für Leute, die nicht zur Kirche gehen“. In Haydock, wo die schöngeredeten wirtschaftlichen Strukturanpassungen zu einer katastrophal hohen Arbeitslosigkeit geführt haben, wurden wir durch eine Brockenstube, einen biblischen Garten, ein Lunch-Restaurant geführt und schliesslich in die wiederbelebte und sichtbar entstaubte Kirche. In Chesterfield erwartete uns ein engagierter und unglaublich sympathischer junger Kollege, dessen Herzensmusik ausgerechnet Heavy Metal ist, was mir ziemlich brutal vorkommt. Doch als „The Order of the Black Sheep“, als „Orden der schwarzen Schafe“ kommen in einer ehemaligen Boutique junge Menschen zusammen, beten, feiern Eucharistie, hören das Evangelium. Wenn ich sie auf der Strasse angetroffen hätte, wäre mir nicht als erstes eingefallen, gerade sie könnten das tun. „The Gate“ heisst ihr Treffpunkt, und es ist nicht, wie das Schriftbild mich hätte vermuten lassen, ein Tor in finstere dämonische Welten, wie sie von mythenübeladenen Computerspielen aufgetan werden. „The Gate“ ist für sie der Eingang in einen Raum, wo sie sich angenommen und geliebt wissen.

Die Situation der „Church of England“ ist in vieler Hinsicht noch weit schwieriger als unsere, die wir uns ja immer wieder mit dem beschäftigen müssen, was wir Rückgang, Schwund, Krise zu nennen versucht sind. Weil die Kirche in England „established by law“ ist, also – wenn ich das richtig verstanden habe – ebenfalls öffentlichen Rechts, hat sie eine Reihe von Verpflichtungen der ganzen Bevölkerung gegenüber. Allerdings kann sie nicht damit rechnen, dass sie, um diesen Verpflichtungen nachzukommen, auf Ressourcen zurückgreifen darf, die ihr über Kirchensteuern oder öffentliche Gelder zufließen. Sämtliche finanziellen Mittel muss sie über Spenden einwerben.

Besonders belastend empfinden etliche von denen, die wir trafen, die gesellschaftliche Atmosphäre, in der die Church of England ihren Auftrag

erfüllen, ihrer Mission nachkommen muss. Die allgemeine Stimmung sei gegenüber Kirchen ausgesprochen kritisch bis negativ, es herrsche eine kulturelle Abneigung gegen Religion. Kirchenselbste, ja Kirchenfeindlichkeit gehörten zum guten angelsächsischen Ton.

Was das heisst und wie das klingt, lässt sich ablesen aus den ersten Abschnitten, mit denen der englische Autor Francis Spufford sein Buch eröffnet. Dessen Titel lautet: „Unapologetic. Why, despite everything, Christianity can still make surprising emotional sense“ (London: Faber & Faber, 2012). Ich übersetze das jetzt nicht wörtlich, sondern sage, wie ich den Titel und das, was ich gelesen habe, verstehe: In diesem Buch geht es nicht darum, den Glauben im klassischen Sinn mit Argumenten zu verteidigen. Spufford will vielmehr zeigen, dass, trotz allem – also trotz aller Vorurteile und aller berechtigter Kritik, der christliche Glaube überraschend viel Sinn und Bedeutung hat, wenn man nicht losgelöst theoretische Fragen diskutiert, sondern beobachtet und überlegt, wie Glaube sich auf emotionaler Ebene auswirkt. – Eben: ich komme darauf zurück. Doch lasst mich zunächst Auszüge aus seinem ersten Kapitel zitieren. So fängt das Buch nämlich an:

„Unsere Tochter ist gerade sechs Jahre alt geworden. Irgendeinmal im kommenden Jahr oder so wird sie herausfinden, dass ihre Eltern merkwürdig sind, schräg. Wir sind schräg, weil wir zur Kirche gehen.

Das bedeutet – ja, im Mass wie sie älter wird, werden auch die Stimmen lauter, die ihr sagen werden, was das bedeutet. Und wenn sie dann ein Teenager ist, wird man es ihr in die Ohren brüllen. Das bedeutet, dass wir einen Haufen steinzeitlicher Absurditäten glauben... Es bedeutet, dass wir dogmatisch sind. Dass wir selbstgerecht sind. Dass wir Schmerz und Leid religiös verklären... Dass wir Weichlinge sind, die nicht verstehen, dass und wie der Markt Wohlstand bringt. Dass wir zu blöd sind, um zu begreifen, wie irrational ist, was wir glauben... Dass wir an einen Gott glauben, der so real ist wie der Nigginäggi...“

Fulminant hängt Spufford auf über mehr als zwei Seiten kritische und abschätzige Äusserungen gegen Glauben und Christentum aneinander, sodass wir unmittelbar erkennen, spüren, was unter der „kulturellen Abneigung“ gegen den Glauben zu verstehen ist.

Bei uns ist es noch nicht ganz so weit gekommen. Aber gewiss ist auch hier das Ende der frommen Gemütlichkeit schon längst festzustellen. Vorbei ist die Selbstverständlichkeit, mit der wir als Kirche einfach da sein konnten, und uns dafür, ebenso einfach, Respekt und Wohlwollen

entgegengebracht wurden. Ich weiss nicht, ob Euch beim Zitat aus Spuffords Buch Gespräche und Begegnungen in den Sinn kamen, die Ihr in letzter Zeit hattet. Seid Ihr erinnert worden an Zeitungsartikel, Leserbriefe, Radiokommentare, beiläufige Bemerkungen im Tram oder aufgeschnappte Gesprächsfetzen, die sich abschätzig über die Kirche äusseren oder über den Glauben, der Euch dazu gebracht hat, die Zeit zwischen 10 und 12 Uhr heute nicht mit dem üblichen Sonntagmorgenprogramm von Brunch und Fitness zu verbringen? Fällt es Euch leicht, gegenüber Euren Nachbarinnen und Bekannten zu sagen, dass Ihr in die Kirche geht, vielleicht sogar regelmässig und gerne? Wann habt Ihr das letzte Mal in einem Gespräch gesagt: „Ich bin reformiert,“ oder „Ich bin Christin.“? Und wie habt Ihr Euch dabei gefühlt?

I N T E R M E Z Z O

Wir haben für den heutigen Sonntag drei kämpferische Lieder aus der Reformationszeit ausgesucht, das „Lutherlied“ von der festen Burg (RG 66), das Kappeler Lied von Zwingli (RG 792), das wir nach den Fürbitten singen werden, und ein Psalmlied aus Genf (RG). Solche Lieder und einige Strophen daraus besonders gehen einem nicht so leicht von den Lippen. Und beim Mitsingen meldet sich vielleicht da und dort noch bestimmter als sonst auch hin und wieder die Stimme, die fragt: „Willst und kannst Du das wirklich noch singen? Passt das zu dir und zu dem, was du bist und wofür du einstehest?“

Der norwegische Pfarrer Carl Doving hat vor rund 80 Jahren annähernd 130 Übersetzungen von Luthers Lied gesammelt und in einer Mappe aufbewahrt, auf die er schrieb: „The Battle Hymn of the Reformation as sung in Heaven, on earth, and in Hell.“ Das Kriegslied der Reformation, so wie es im Himmel, auf der Erde und in der Hölle gesungen wird.

Luther hat den ursprünglichen Psalm noch kriegerischer und waffenklirrender in Verse gegossen, als er es ursprünglich war. Doch schon bei Psalm 46 muss die Frage erlaubt sein, ob wir ihn auf uns beziehen können und auf die Lage, in der wir sind. Wir mögen uns als Kirche zwar in einer ungemütlicheren Situation befinden als auch schon, aber rechtfertigt das einen so kämpferischen, geharnischten Ton?

Anderswo auf der Welt gibt es Menschen– und unter ihnen sind nicht wenige unsere Geschwister im Glauben – für die die Welt untergeht. Was früher Bogen und Spiesse waren, sind heute Schnellfeuerwaffen und heimtückisch gelegte Bomben, denen sie zum Opfer fallen. Lasst sie also die heftigen Lieder singen, aber bleiben wir lieber bei eleganten, diskreten,

sanften Gesängen, in einem Wohlklang, der niemanden zu sehr aufschreckt, sondern Balsam ist für die Seele.

So berechtigt der Impuls ist, unsere Lage nicht zu dramatisieren und wehleidig so zu tun, als seien wir in so argen Nöten, wie Luther damals oder viele weltweit heute – so verheerend ist gleichzeitig, wenn wir unsere Situation verharmlosen. Wir muten Euch und uns selbst heute die heftigen Texte zu, weil wir uns das zu Herzen gehen lassen und zu Herzen nehmen wollen: es ist Reformationszeit. Es ist Zeit, dass wir nicht nur besorgt dabei zuschauen und bekümmert akzeptieren, dass unsere Kirche sich verändert, sondern dass wir wagemutig und tapfer unsere Art und Weise frisch und neu fassen, wie wir unseren Glauben als christliche, als reformierte Gemeinde leben.

Das wird nun ausgesprochen nicht heissen, dass wir uns in eine Trutz- und Schutzburg frommer Rechthaberei und robuster Selbstsicherheit einmauern. Wir haben nicht vor, Sicherheitsschlösser und Eingangskontrollen für die Peterskirche zu organisieren, damit ein immer kleiner werdendes Fähnlein von fünfzig, dann elf, schliesslich sieben gar nicht mehr so Aufrechten sich hier in der Sicherheit des rechten Glaubens wiegen kann. Es wird vielmehr heissen, dass wir uns hinauswagen, uns ermutigen lassen, auf diejenigen zuzugehen, die nicht zur Kirche gehören. Mit ihnen zusammen werden wir überlegen, was Kirche denn ist und was sie sein könnte. Wir werden darüber debattieren, ob und wie wir einen konstruktiven Beitrag leisten können zum Leben in unserer Stadt (vgl. Jeremia 29,7) und kreative Ideen haben, wie wir Zeichen dafür setzen können, dass Gott mit uns ist, und zwar nicht nur mit uns, die wir am Sonntag zur Kirche gehen, und dass er es gut meint mit uns.

Das wird – um die kriegerische Sprache der Reformationslieder aufzunehmen – zumindest nicht ohne Blessuren abgehen. Allerdings vermute ich, dass wir den Kampf nicht so sehr mit äusseren Feinden aufzunehmen haben. Den erbittertsten Widerstand erwarte ich von mir selbst, die heftigsten Angriffe werden vermutlich aus unserem Inneren kommen. Der alt böse Feind, von dem Luther singt, ist sicher nicht mehr in der katholischen Kirche zu orten. Ganz gewiss sollten wir die Heiden, die verzagen, nicht, wie viele behaupten, mit unseren muslimischen Nachbarinnen identifizieren. Es sollen auch nicht all diejenigen fallen und dahingerafft werden, in deren Leben Religion höchstens als eine sehr diffuse Ahnung eine minimale Rolle spielt, wenn überhaupt.

Die Macht und List des Widerstands gegen den Glauben hat sich weitgehend in uns selbst hinein verlegt. Damit meine ich allerdings nicht die auf-

richtigen Fragen und ernsthaften Zweifel. Die gehören zum Leben im Glauben. Ich meine vielmehr, die gefährlichen Einreden, die sich gegen den Glauben in uns ausbreiten. Sie lassen uns dabei zögern, explizit aus unserem Glauben heraus zu handeln und das Gespräch zu wagen über das, was uns zutiefst am Herzen liegt. Solche Einreden sind die nagenden Stimmen, die an unserer christlichen Identität herummäkeln. Es sind müde Stimmen der Resignation. Es sind leichtfertige Stimmen, die unseren Glauben so sehr relativieren, dass er für uns selbst kaum mehr fassbar ist. Stimmen, die zynisch verlachen, woran unsere Seele hängt, die höhrend den Trost zunichtemachen, der uns zufließt aus einem frommen Lied, einem alten Text, einer zu Herzen gehenden Melodie. Betuliche Stimmen, die behaupten, es sei furchtbar peinlich, wenn wir zu dem stehen, worauf wir uns im Leben und im Sterben verlassen.

Diese Stimmen in mir will ich nicht einfach akzeptieren, sondern den Kampf dagegen aufnehmen. Ich will lernen, ohne Druck und ohne falsche Selbstsicherheit, aber auch ohne falsche Hemmungen und Verklemmungen einzustehen für das Wort des Lebens. Gegen alle lähmenden Einreden will ich Wege finden, wie ich freundlich und deutlich zum Ausdruck bringen kann, dass und wie das Evangelium für uns Kraft zum Leben ist. Und ich hoffe, dass wir als Gemeinde, Ihr, jede und jeder auf ihre Art es ebenso wagt.

Der Psalmist und mit ihm Luther waren gewiss, dass wir diese Art von Kampf zuversichtlich aufnehmen und ausfechten können, denn *der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakobs ist unser Schutz*. Ihnen war klar, dass es Widerstände gibt, gegen die wir uns nicht mit eigenen Mitteln wappnen können. Gleichzeitig vertrauten sie darauf, dass Gott selbst seine Sache führt.

Solcher Art von Vertrauen bin ich in England nun verschiedentlich begegnet. Ich bin sicher: es ist auch unter uns lebendig. Im Psalm haben wir in der liebevollen Übersetzung von Luther gelesen: *Dennoch soll die Stadt Gottes fein lustig bleiben mit ihren Brunnlein, da die heiligen Wohnungen des Höchsten sind*.

Da sind wir: Gottesdienst feiern heisst, sich aus dem Lärm und Getümmel draussen in den Schutzraum nicht einer Burg, aber dieses stabilen Gotteshauses zurückzuziehen. Hier ist es *fein lustig*, und wenn wir singen, hören, beten, loben dann ist das wie Wasser trinken aus den Brunnlein, Wasser des Lebens, das uns erfrischt. Und gestärkt und mutig wagen wir uns hinaus in der beruhigenden und beflügelnden Gewissheit: Ein feste Burg ist unser Gott! Amen.